Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 38 (1951)
Heft: 19: Unterricht in der biblischen Geschichte ; Zeitprobleme von Le Forts

Artikel: Zeitprobleme in Gertrud von Le Forts "Schweisstuch der Veronika"
Autor: Grossrieder, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-536167

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heiligmäßige Menschen, es gibt auch bei uns Menschen, die opfern und leiden, es gibt apostolisch wirkende Seelen in Spitälern, Fabriken, Sprechzimmern, armseligen Klösterlein und Wohnstuben, und es haben Missionäre und Missionsschwestern auch aus der Schweiz für den Glauben blutend gelitten und andere stehen ständig vor dem drohenden Tode, aber in unsern Dörfern und auch Städten begnügen wir uns allzuoft damit, den andern mit Bibeltexten zu beweisen, daß die katholische Weltkirche die alleinseligmachende Kirche ist, statt daß wir mit unserm Leben zeigen, daß aus unserm Glauben Ströme lebendigen Wassers fließen.

MITTELSCHULE

ZEITPROBLEME IN GERTRUD VON LE FORTS »SCHWEISSTUCH DER VERONIKA«[1]

Von Dr. Hans Großrieder, Freiburg

In Gertrud von Le Forts »Schweißtuch der Veronika«, erster Band: »Der römische Brunnen« (1928), zweiter: »Der Kranz der Engel« (1946), finden wir die Zeit im Spiegelbild des Katholizismus betrachtet; eines Katholizismus, der in keiner Weise engherzig ist. Doch kann man sich fragen, ob Gertrud von Le Fort einen wirklichen Bezug haben konnte zu den Zeitproblemen, ob sie nicht der Zeit zu fern steht, sowohl in ihrem Wesen, wie in diesem Roman, und ob ihre Auseinandersetzung mit der Zeit nicht zum vornherein auf eine Verurteilung der Zeit und ein Gericht über die Zeit hinauslaufen mußte. Die Antwort auf diese Frage könnte schon allein die Betrachtung deutscher Zeitromane, von Thomas Mann, zu Robert Musil, Hermann Broch, bis zu Alfred Döblin geben. Dort bleibt am Ende jeweils nach der ironischen Entlarvung und scharfsichtigen Diagnose des Zeitgeschehens, soweit überhaupt eine Antwort angedeutet wird, nur der Hinweis auf eine christliche, in dem oder jenem Sinne. Doch möchte ich nicht so weit gehen und behaupten, dies sei die einzige Möglichkeit einer Heilung von der Krankheit der Zeit, die im modernen Roman überhaupt offenstehe. Aber jedenfalls ist es, in mehreren der bedeutendsten Zeitromane[2], die wesentliche Möglichkeit und Lösung, wie man feststellen kann.

Gertrud von Le Fort ihrerseits stellt die ganzen Zeitprobleme radikal, vom Ganzen her, d. h. nicht in allen Einzelheiten — auf diese kommt es ja nicht an — sondern an der Wurzel, im Wesen und von innen her. Sie ist nicht fasziniert vom Vergehen und vom Fluß der Zeit und den strömenden Einzelheiten. Daher ist schon die Sprache und Form ihres Romans verschieden von derjenigen der Zeitromane, die den schwindenden Ablauf der Zeit schildern und die unzähligen Stücke, in welche die Zeit und das Bild des Menschen zerfällt, sammeln und zu verbinden suchen, ohne daß es ihnen gelingt, so lange sie sich nicht über

[1] Der vorliegende Text ist ein Abschnitt aus einer Vorlesung über »Zeitprobleme im modernen deutschen Roman« an der »Summer School« 1951 der Universität Fribourg, worin das Bild der Gegenwart und der Sinn der Zeit, vor allem nach Werken von Th. Mann, R. M. Rilke, R. Musil, A. Schaeffer, H. Broch, A. Döblin, dem vorliegenden und E. Langgässer zu zeichnen versucht wurde.

[2] Vor allem, abgesehen von Langgässer, bei Broch und Döblin.

die Zeit und die Maße der Einzelstücke erheben.

Der Standpunkt, auf dem Gertrud von Le Fort steht, befindet sich in doppelter Hinsicht außerhalb der Zeit: Einmal durch ihren Katholizismus, dessen Gebote, Liturgie, Gesinnung und Lebenseinstellung den Menschen ja stets in Gegensatz zum Geschehen der Zeit bringen, und ihn darüber hinausweisen. Sodann dadurch, daß sie die Handlung in einen Raum versetzt, dessen äußere und geistige Gestalt von dauernden, man darf wohl sagen von Ewigkeitswerten, und von der Vergangenheit gezeichnet und geprägt ist. Dies ist ganz besonders für den ersten Band der Fall, aber auch weitgehend für den zweiten.

Trotzdem stellt der Roman wesentlich eine Auseinandersetzung mit den Zeitproblemen dar. Schon in der Form ist er ein Bekenntnis der Hauptperson, Veronika, das sie dem Leser ohne Erklärungen, ohne Umwege vorlegt — darin gleicht er den »Aufzeichnungen des Malte«, und vielen andern modernen Romanen. Nur ist das Bekenntnis im Fall Veronikas noch unmittelbarer als bei Malte, da jene nicht so zerrissen und einsam ist, daß sie nur einzelne Bilder und Erinnerungen wiederzugeben vermag, wie bei Rilke [3], die zwar innerlich zusammengehören, aber doch nicht ein Ganzes bilden, wie bei Gertrud von Le Fort. Bei ihr stellt das Bekenntnis Veronikas die bestimmte, klare »Geschichte einer Seele« dar: Sie sagt uns in ganz bestimmter Weise, wo die Entscheidungen ihres Lebens lagen, sie legt die Gründe dafür klar und weist auf die Geheimnisse und Hintergründe hin, die sie dabei bestimmen. Sie weiß, welchen Sinn z. B. ihre Angst hat, oder die Liebe oder der Tod. Das Unaussprechliche, das Unsagbare läßt sich auch bei ihr nicht »erzählen«, wie bei Rilke. Nur ist bei ihr nicht alles unsagbar, da sie weiß, wo das Geheimnis liegt und auch etwas vom Sinn des Geheimnisses kennt, was bei Rilke nicht der Fall ist [4]. Sie kann daher alles, was zum Geheimnis hinführt oder was um das Geheimnis herum liegt, was sichtbar, hörbar, wahrnehmbar und mit dem Verstand und der Erfahrung erfaßbar ist, erzählen. Denn sie besitzt etwas Gemeinsames — sie besitzt, ebenfalls im Gegensatz zu Rilkes Malte einen Gott, und folglich auch eine Seele, sie weiß, daß alles seinen Sinn und Zusammenhang hat. Ich erinnere hier an das Wort Maltes: »Wir haben kein Theater, so wenig wir einen Gott haben, dazu gehört Gemeinsamkeit.« Diese »Gemeinsamkeit« besitzt sie in Gott oder besser sie erhält sie als Gnade und erwirbt sie sich nach und nach als festen inneren Besitz.

Der Raum, in dem Veronikas Seelengeschichte sich abspielt, ist im ersten Band: Rom. Das antike und christliche Rom. Die kleine Veronika lebt zur Zeit, wo sie ihre Erzählung beginnt, bei ihrer Großmutter und ihrer Tante gleich neben der Kirche Santa Maria sopra Minerva in Rom. Vom Wohnzimmer der Großmutter aus sieht man auf das Pantheon, denjenigen Bau, den die Großmutter, wegen der »antiken« Schönheit unter allen römischen Bauten am meisten liebt. Von der Großmutter wird Veronika erzogen und in den Geist und Pracht des »ewigen« Rom eingeführt. Diese Großmutter ist eine der kraftvollsten, lebendigsten — und »zeitlosesten« Gestalten, welche die Dichterin dargestellt hat: Sie ist ganz Menschlichkeit und Kultur, natürliche Güte, Klugheit, Entschiedenheit, Majestät und scheint eine unversiegliche Lebensstärke zu besitzen. Sie verkörpert sozusagen die Liebe zu Rom, welche die deutschen Gebildeten seit dem 18. Jahrhun-

[3] »Daß man erzählte, wirklich erzählte, das muß vor meiner Zeit gewesen sein. Ich habe nie jemanden erzählen hören«, schreibt Malte.

[4] Malte sagt: ». . . Und so gehen wir herum, ein Gespött und eine Hälfte: weder Seiende, noch Schauspieler.«

dert an zahlreichen Beispielen bewiesen haben — von Winckelmann, Goethe, zu den Romantikern bis zum Historiker Gregorovius, den sie noch gekannt hat. Für das christliche Rom empfindet sie eine aufrichtige Ehrfurcht und Achtung, ohne aber selbst gläubig zu sein. Sie »war zwar ein Kind ihrer Zeit«, sagt Veronika von ihr, und trug deren Siegel an der Stirne, »aber sie war auch ihrer Zeit gewachsen gewesen«. Sie hat später, ganz wörtlich nach Rilke, ihren »eigenen Tod«. Veronika erzählt darüber: »Sie starb an dem, woran alle großen und starken Menschen sterben, sie starb an ihrem eigenen Leben, an dieser wundervollen, reichen und glänzenden Fülle ihres Seins, welche sie so viele Jahre lang feurig und stolz wie eine festliche Krone getragen hatte und für die sie nun plötzlich keine Kraft mehr besaß, so, als sei etwas daran zu stolz und zu festlich gewesen: die Krone hatte sie erdrückt.« Für sie stand »im Anfang das Königreich des großen und edlen Menschen; um seinetwillen war die Erde erschaffen worden, um seinetwillen waren alle Dinge da, um seinetwillen gab es eine Weltgeschichte«. Die Großmutter führt Veronika nach und nach durch ganz Rom. Zuerst durch Ruinen und Museen — am meisten liebt sie das Forum. Dann in die Basiliken, vor allem nach St. Peter, wo sie miteinander den Zeremonien der Karwoche beiwohnen. Rom ist für sie Vergangenheit und Gegenwart, großartigster Ausdruck der Geschichte und Heimat des Geistes. Es ist die »ewige Stadt«, wie es keine zweite geben kann. Durch ihre Augen und diejenigen Veronikas, gibt die Dichterin ein so eindrückliches Bild der Stadt, wie man es wohl in keinem modernen deutschen Roman finden kann. Es fehlt kaum eines der Denkmäler, die der Romreisende jeweils besucht, von der spanischen Treppe bis zum Lateran, von Santa Maria Antiqua zu San Clemente, vom Kolosseum zum Moses des Michelangelo und zur Via Appia, aber alle sind in diesem Roman in einem lebendigen Zusammenhang und Geiste gesehen, welche der Gestalt der Großmutter entsprechen. Der Raum dieses Romans besitzt zwar diese Größe in der Bauart und der Geschichte, die sich darin ausspricht, aber er wird hier auch in seiner »ewigen Größe« gesehen und hingenommen — außer vom zeitverstrickten Menschen. Zur Großmutter, die eine Deutsche ist, ebenso Veronika, kommen Gelehrte, Künstler, Dichter — Menschen aller Art. Ihr Haus steht ihnen immer offen. So lädt sie den jungen deutschen Dichter Enzio ein, einen eigenwilligen begabten Menschen, den sie in den Geist Roms einführen möchte, so wie sie ihn sieht. Aber er geht nur halb auf ihr Ziel ein. Er liebt mehr das Furchtbare und Grauenhafte — die Ruinen, als Zeugen der Zerstörung, und nicht als Zeugen vergangener Größe. Seine Gedichte waren Ausdruck seiner Generation. Es war darin »viel die Rede von großen Maschinen, welche wie riesenhafte, künstliche Tiere die Seelen der Menschen grausam fräßen und zermalmten; es war die Rede von Geld, welches sie hart und unenmpfindlich mache; von Verstand und Wissen, durch welche der Geist klein, eng, unfruchtbar und ungläubig werde. Dann brachen Verwünschungen gegen große, schauerliche Städte los, Beschwörungen von Krieg, Schrecken und Seuchen: man sah es wie Gewitter von Eisen und Tod heraufdrohen; jauchzende Blitze schienen den Untergang einer verruchten Welt anzukündigen. Schließlich brach alles mit einem Aufschrei des Mitleids mit den gequälten Wesen der Erde zusammen.« Enzio habe immer mit der »Tiefe« zu tun, erzählt Veronika. Er fühlt sich geteilt zwischen der Liebe und dem Haß gegen seine Zeit und gegen die Vergangenheit. Das Christentum lehnt er vollständig ab — er fühlt auch nicht die Ehrfurcht der Großmutter ihm gegenüber. Wenn er schließlich doch noch eine große »römische Ode« schreibt, worin er, in seiner Art, seine Bewunderung für Rom aus-

spricht, so bleibt doch sein Grundgefühl gegenüber dem Leben und den Menschen das seiner Einsamkeit und Verlorenheit in der Welt: »Mein Gott, wie verlassen ist der Mensch im Universum«, ruft er eines Tages aus. Er glaubt nicht an die Seele, er kennt nur den »Lebensinstinkt«, er spricht einmal beim Anblick Roms vom »Antlitz der Spukhaftigkeit des gesamten Seins«, und er sieht selbst ein, »daß der Kampf gegen die eigene Zeit«, so wie er ihn führt, »im Grunde auch nur Zeit sei«. Veronika ihrerseits spricht vom »schauerlichen Bekenntnis zum Nichts«, das gelegentlich aus seinen Gedichten »auftöne«.

Veronika, noch ein halbes Kind, liebt ihn, und die beiden kommen sich immer näher, bis Enzio Rom verläßt.

Neben Enzio ist Veronikas Tante Edelgart, die einstige Verlobte ihres Vaters, ein »Mensch der Zeit«. Nervös, immer wieder unentschlossen, ob sie zum Katholizismus übertreten wolle oder nicht, obwohl sie eine tief religiöse Natur ist. Die Großmutter durchschaut den innern Kampf und die Haltlosigkeit ihrer Tochter und wünscht die Bekehrung, damit diese endlich zur Ruhe käme. In dieser Gestalt der Tante Edelgart spielt sich, ein erstes Mal, im Roman das Ringen des Glaubens und der Gnade um den modernen Menschen ab. Einem »Psychiater« gelingt es, sie während einiger Zeit zu beruhigen; die Großmutter hält zwar nicht viel von »Psychiatern«; sie sagt von ihnen, »sie hätten die ganzen Augen voll Seelenstaub, so daß sie überhaupt keine rechte und ganze Person mehr erkennen könnten.« Bald darauf jedoch bricht die innere Unruhe in der Tante wieder aus. Ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem Religiösen wandelt sich zum Haß. In der Wut reißt sie sogar das Kreuz in ihrem Zimmer von der Wand und zerschlägt es. Da bricht sie zusammen und gesteht darauf in einer langen Beichte, was in ihr seit Jahren vorgegangen sei und wie sie immer von neuem die Gnade verweigert habe. Dieses ihr Bekenntnis zeigt, wie bewußt die Dichterin, am Beispiel dieser Gestalt, den Kern der modernen Angst und Zerspaltenheit trifft: Tante Edelgart gesteht, sie habe bei ihrer Zurückweisung der Gnade, »nicht aus eigentlicher Selbstliebe« gehandelt, »sondern es ist immer nur um mein ganzes Ich gegangen! Ich habe mich versagt aus Versagung, aus dem zähen, dumpfen, bangen Trieb des Bleibens und Beharrens in mir selber, aus dem, was in unserer physischen Natur der Wille zum Dasein ist, aus demselben heraus im Geist und in der Seele. Denn das Gefäß, zu dem sich die ewige Erbarmung herabgelassen hatte, war ein ungewöhnlich kleines und schwaches. Ich habe von früh auf mit einer besonderen Hemmung in meinem Gemüt zu kämpfen gehabt, nämlich mit einer großen Ungewißheit über mich selbst. Nicht in bezug auf Charakter und Fähigkeiten, auch nicht in bezug auf meine Geltung unter den Menschen, sondern in bezug auf die Wirklichkeit und Unverlierbarkeit meines innersten Ich. Ich habe diese Unsicherheit nicht erworben durch die Bekanntschaft mit den auflösenden Gedanken über das Wesen der menschlichen Person, wie sie meine Zeit erfüllten — ich kannte diese Gedanken damals gar nicht; denn ich stieß schon aus Angst auch in dieser Hinsicht alles von mir. Sondern das, was meine Zeit in ihren Büchern erfüllte, war mir schon angeboren, als hätte es geheimnisvoll im Schoße meiner Mutter Wurzel geschlagen, so wie eine Krankheit auch von einem Menschen weitergetragen werden kann, der ihr selbst widersteht.«

Diese Angst vor dem Verlust der eigenen Identität, wie man ihn ja sehr häufig in der modernen Literatur als Zeitausdruck findet, weist hier zweifellos auf den Nihilismus und die Psychoanalyse hin. Die Ausdrücke: »Trieb des Bleibens«, »Wille zum Dasein« u. a. zeigen es deutlich. Die Dich-

terin gibt zu verstehen, daß dieses Verhalten unter dem direkten Einfluß des Bösen stehe. Tante Edelgart erkennt nun, worin der Fehler und ihre Schuld liege. Sie faßt es in den Worten zusammen: »Wir sind nichts einzelnes, wir sind Liebe.«

Die Handlung des ersten Bandes spielt noch vor dem Ersten Weltkrieg. Der zweite Band dagegen versetzt den Leser in die Zeit nach dem Krieg. Veronika kommt nach Heidelberg zu ihrem Vormund, einem Freund ihres verstorbenen Vaters. Das Haus, worin dieser wohnt, ist noch erfüllt von Erinnerungen an die deutsche Romantik, an Brentano, Achim von Arnim, Görres, Eichendorff. Veronika kommt also wieder in eine Umgebung, in der das Stadtbild, das Schloß, die Universität, die Landschaft und mancherlei literarische Überlieferungen an eine geistig lebhafte, sympathische, schöne Vergangenheit hier in ihrer eigenen Heimat hinweisen. Ihr Vormund verkörpert das Gute und Edle dieser deutschen Vergangenheit mit einer ähnlichen Kraft, Liebe und persönlichen Größe wie die Großmutter das ewige Rom. Er ist Universitätsprofessor, ein glühender liberaler Denker, der noch einen Überblick über das abendländische Denken besitzt, hervorragender Redner, für den die Studenten begeistert sind. Der Schüler, auf den er die meisten Hoffnungen setzt, ist Enzio, der nach dem Krieg hier seine Studien fortsetzt. Dieser fühlt sich unterdessen nicht mehr als Dichter. Er ist Kriegsverwundeter und steckt voller Haß und Abscheu gegen die Feinde Deutschlands. Er kann die Niederlage nicht verwinden und sieht nur ein Ziel vor sich, dem er alle seine Energie und Leidenschaft opfert: Deutschland wieder groß zu machen. Er haßt nicht nur die Gegner seines Landes, sondern noch mehr das eigene Volk, das sich dem »fürchterlichen Frieden« beugt. Davon, von diesem Frieden, will er es zuerst befreien. Die deutsche Landschaft, Deutschland, ihre Heimat, mit dem Rhein, den Wäldern, die Veronika tief beeindruckt, erscheint Enzio »vor allem gefährlich«. Sie hat für ihn »ein doppeltes Antlitz — sie ruft Entscheidungen auf«. Draußen in der Ferne liegt für ihn nicht mehr Rom wie für Veronika, sondern Speyer, die deutsche Kaiserstadt, und Worms, die Stadt der Nibelungen. Nicht mehr Rom, nur noch Deutschland existiert jetzt für ihn. Er beschwört einen Streit herauf mit dem »Professor«, Veronikas Vormund, den sie selbst immer besser versteht und tiefer verehrt. In einer abendlichen Auseinandersetzung im Kreise seiner Mitstudenten, greift er ihn mit verletzender Schärfe an: Er zieht den Trennungsstrich zwischen der »bürgerlichen Kultur« des Professors und den Aufgaben der neuen Generation, die keine Kultur, keinen auch liberalen Glauben und keine Sittengesetze, überhaupt keine geistige und humanistische Überlieferung mehr brauche. Sie habe nur eine Aufgabe: den Kampf für die Größe Deutschlands. In Enzio ist alles, was der spätere Nationalsozialismus an nihilistischen Auffassungen, an Zynik gegenüber der eigenen deutschen Vergangenheit und Kultur, nicht nur der abendländischen, an Gefühlskälte, Haß und Energie für sein eigenes Machtziel, in die Tat umgesetzt hat, verkörpert. Er nennt die Vorlesung seines Lehrers, die Veronika so tief gepackt hat, die »Abschiedsvorlesung einer ganzen Kultur«. Die Mehrzahl seiner Mitstudenten unterstützen Enzio. Etwas von seinen Zielen hat er übrigens schon in die Tat umgesetzt, indem er Zeitungsartikel schreibt für die neue Bewegung, an Stelle der frühern Gedichte, und er hat in einem seiner frühern Kriegskameraden, Starossow, einem einstigen Offizier, einen Anhänger gefunden, der ihm mit so absoluter Treue ergeben ist, daß er im Leben von gar nichts anderem mehr weiß als von dieser Treue. Sie ersetzt ihm die Religion und Kultur und jedes geistige Lebensziel. In ihm sind die zahlreichen späteren Gefolgsleute der Bewegung verkörpert.

In diese Umgebung kommt die gläubige, christliche Veronika hinein. Ihre einstige Liebe zu Enzio erwacht wieder neu, *trotz* ihrer ursprünglichen Absicht, in Rom ins Kloster einzutreten. Enzio seinerseits erwidert ihre Liebe, so daß sie sich verloben. Hier beginnen der innere Konflikt und das Zeitproblem, das sich ihr in aller Schärfe stellt: Sie empfindet aus innerstem Wesen die »grenzenlose metaphysische Verlassenheit« Enzios und fühlt sich doch mit ganzer Seele an ihn gebunden. In der Nacht, in der Enzio während des Krieges verwundet wurde, war sie plötzlich aufgewacht und hatte stundenlang für ihn gebetet, während Enzio sich erinnert, wie er damals mit aller Kraft ihren Namen gerufen habe. Immer stärker kommt es Veronika zum Bewußtsein, daß es für Enzio keinen andern Ausweg mehr gebe, als wenn sie seine innere »Verlassenheit« und Glaubenslosigkeit in ihre eigene Liebe zu Gott hereinnehme. Sie sieht keine andere Rettung mehr für ihn als die »stellvertretende Liebe«. »Gott hatte seinen (Enzios) Ruf nach mir gehört (in der Kriegsnacht), noch ehe ich ihn erhören konnte, er hatte seine Liebe zu mir angenommen; denn . . . diese Liebe war ja selber Gottes Ruf an mich gewesen!« Wie Enzio sie fragt: »Du willst dich also gegen mich für Gott entscheiden?«, da antwortet sie: »Nein . . ., Gott hat für dich entschieden. Begreife doch: du bist ja selber Gottes Ruf an mich — er liebt deine Liebe.« Umgekehrt sagt sie sich, daß Enzio in ihrer Liebe zu Gott eingeschlossen sei: »Wenn ich morgens in der Messe kniete, kam mir der langsam erglühende Raum des schönen Gotteshauses immer wie das Herz der Kirche selbst vor, das den Freund und mich gleicherweise umschloß; denn nun kniete ich ja wirklich an seiner Stelle! Er liebt mich, die ich Gott liebe, also liebt er Gott durch mich.« Das war ihr »unerschütterlicher Glaube«, wie sie sagt. »Gott selbst hatte diesen Glauben bestätigt, er hatte aus unser beiden Leben ein Leben gemacht.« Enzio will nichts davon verstehen, wie sie ihm später erklärt, »Gott« habe ihre Liebe »angefangen«. »Die Liebe kommt von ihm.« Woher sie denn das wisse, fragt er sie. Sie erwidert: »Du sagst es jedesmal, wenn du mich ansiehst. Ich weiß es nur durch dich — du bist doch Gottes Ruf an mich.» Aber er kann es nicht verstehen trotz seiner Liebe zu ihr. Im Bewußtsein dieser ihrer christlichen Sendung, die sie an Enzio erfüllen will, gibt sie die Verlobung nicht auf, obwohl ihr ein geistlicher Berater in Heidelberg und auch ihr Vormund, der die Gesinnung Enzios durchschaut und Veronika in ihrem reinen Glauben stützt, auch wenn er selbst diesen Glauben nicht mehr besitzt — er erkennt nur dessen unermeßliche Bedeutung für die abendländische Kultur der Vergangenheit und Zukunft, aber er selbst sehe nur »Abendröte«, nicht mehr die zukünftige Sonne, sagt er —, trotzdem die beiden ihr anraten, die Verlobung aufzulösen, hält sie an ihrer Sendung fest [5]. Ihr geistlicher Berater legt ihr die Bedingungen dar, welche ihr Gatte trotz seines Unglaubens, im Fall einer katholischen Ehe annehmen und erfüllen müsse. Sie zählt darauf, daß Enzio sie aus Liebe zu ihr annehmen werde, aber dieser weigert sich, ja sein Haß gegen die Kirche nimmt von da an noch zu. Doch hält sie an ihrer Liebe fest. Sie geht sogar soweit, daß sie seinem Drängen zur baldigen Hochzeit nachgibt, ihren Glauben und ihr eigenes Seelenheil aufs Spiel setzt, um diesen Ungläubigen retten zu können. Die Liebe, in die sie Enzio einzuschließen hoffte, ihre »stellvertretende Liebe« gibt sie nicht auf, aber sie kann Enzio damit nicht gewinnen. Sie muß sich überzeugen, daß sie ihn nur dadurch gewinnen kann, daß sie auf die Vorschriften der Kirche verzichtet und sich äußerlich von ihr entfernt,

---

[5] Siehe darüber: Gertrud von Le Fort, Werk und Bedeutung. »Der Kranz der Engel« im Widerstreit der Meinungen. Ehrenwirth Verlag, München 1950, wo negative wie positive Besprechungen vor allem von Theologen wiedergegeben werden.

um, vielleicht eben auf die Gefahr, ihr Seelenheil zu verlieren, seine Seele zu retten. Die Gefahr, in die sie sich begibt, wird dadurch noch größer, daß sie das Haus ihres Vormunds verlassen muß und sich nach einiger Zeit sogar gezwungen sieht, zu ihrer kranken zukünftigen Schwiegermutter überzusiedeln, um sie zu pflegen. Damit ist sie schutzlos im Hause Enzios, und dessen Mutter unternimmt alles, damit die Heirat bald zustande komme.

Im Entschluß, ihr Seelenheil für Enzio aufs Spiel zu setzen, liegt die scharf umstrittene Frage dieses Romans. Die Dichterin läßt hier auch tatsächlich eine ihrer Gestalten einen Entschluß auf sich nehmen, der weit über das hinausgeht, was in ihren andern Werken an religiöser Kühnheit, an äußersten religiösen Entscheidungen zu finden ist. Ihr geistlicher Berater macht Veronika im Beichtstuhl auf die Tragweite ihres Vorhabens aufmerksam. Sie erwidert ihm jedoch: »Diese Liebe zu einem Unwürdigen ist ja gerade mein Bekenntnis zu Christus.« Er warnt sie, aber sieht doch ein, wie er wörtlich sagt, »daß Ihr (Veronikas) Plan nichts mit eigentlichem Glücksverlangen zu tun habe«. »Ihr Erliegen«, sagt er weiter, sei »kein Erliegen im gewöhnlichen Sinne, ich meine, kein Erliegen Ihrer religiösen Haltung, sondern Ihr Erliegen war — religiös. Sie wähnen die Nachfolge Christi zu vollziehen durch einen Akt stellvertretenden seelischen Entbehrens und Leidens. Ich glaube an Ihren subjektiv reinen Willen.« Aber objektiv halte er es trotzdem für möglich, daß sie im Irrtum sei und daß die »innere Aufforderung«, der sie nachzukommen glaube, auf einer Täuschung beruhe, er halte das sogar für wahrscheinlich; »denn Gott kann nicht die Zerstörung Ihres religiösen Menschen fordern, die mit diesem Schritt unvermeidlich eintreten würde. Bedenken Sie doch, daß es das Opfer eines Gottes war, das Sie wiederholen wollen — an diesem Punkt liegt, soweit unsere Augen reichen, die unerbittliche Grenze, die unserer Nachfolge Christi gesteckt ist. Nur Gott selbst kann wagen, den Himmel und die Seligkeit des Himmels zu verlassen!« Er erklärt, die Kirche könne nicht mehr tun, als sie »einer letzten Gnade« anbefehlen, und fordert sie auf, viel zu beten und Gott »zum absoluten Herrn Ihrer Entschlüsse« zu machen.

Sie begibt sich also in diese äußerste religiöse Gefahr und fühlt sich in einer entsetzlichen innern Öde und Verlassenheit, da sie nicht mehr wagt, in diesem Zustand des Ungehorsams gegenüber den Geboten der Kirche zu den Sakramenten zu gehen. Überall sieht sie nur die Bestätigung der Einsamkeit und Verlorenheit. Sie fühlt, wie sie wörtlich erzählt, »die Zerstörung« ihres »ganzen inneren Menschen« »unaufhaltsam« über sich hereinbrechen. Es ist ihr, als fühlte sie ein »fremdes Herz« in sich. Sie hört alle Einwände ihrer Umgebung gegen das Christentum und fühlt, »daß weder Gott noch ich selber« mehr »Macht« über ihr Herz besaßen. Sie hat »die Gewißheit, daß sie sich selbst »entschwinde, entschwinden« müsse. Und sie erkennt nun den vollen Sinn eines Wortes, das ihr Tante Edelgart gesprochen hatte: »Die Seele des Menschen ist im All befestigt einzig durch die Erbarmung Gottes, und sobald sie sich von dieser löst, kann man sie nicht mehr erkennen; sie ist dann nur noch wie ein Spuk um leere Häuser.«

Mit andern Worten, wir sehen hier die letzte christliche Hingabe, einen christlichen Nihilismus, wenn man so sagen kann, der, nach der Auffassung der Dichterin, das einzige vollwertige Gegengewicht gegen den ungläubigen, modernen Nihilismus, gegen die moderne Zerstörung des Menschenbildes darstellt. Wir finden in diesem letzten Text: Zeit und Raum, die den modernen Menschen so sehr bestürmen, vereint: das All, in dem die Seele des Menschen durch die Erbarmung Gottes befestigt ist, ver-

einigt sie; löst sie sich davon, so ist »sie nur noch wie ein Spuk um leere Häuser«.

Veronikas Weg ist damit noch nicht zu Ende: sie erleidet noch vor dem Haß gegen sie selbst und gegen Gott und dem Selbstmord von Enzios Freund Starossow, die »Todesangst«, sie erlebt die Nähe der »Schwarzgeflügelten«, hört das »schauerliche Wort«: »Ich will keine Verzeihung, ich fluche wieder!«, als sie den Sterbenden anfleht, zu beten. Sie erlebt, wie sie sagt, »das äußerste Maß des Bösen« und nimmt auch hier noch den »Fluch« des Freundes auf sich, indem sie dem Freunde Enzios zuruft: »Alles, was sein (Enzios) ist, ist mein, auch Ihr Fluch — wir sind nichts einzelnes, wir sind Liebe!« Darauf verliert sie das Bewußtsein, wird schwer krank — und das Ergebnis ihres Opfers ist, wie man am Ende des Romans sieht, daß Veronika Siegerin ist, Enzios Härte ist erweicht, er hofft nur noch auf ihre (Veronikas) Liebe, und man kann voraussehen, daß es nur noch ein Leben für ihn und Veronika geben werde in Zukunft. Ihr äußerstes Opfer war daher nicht umsonst.

Es gibt daher, nach Gertrud von Le Forts Roman, nur einen Weg, um den im Nihilismus völlig verstrickten Menschen zu retten: das ist die äußerste, stellvertretende Liebe des Christen, ein äußerstes Vertrauen in die Hilfe Gottes, ein Vertrauen, das bis zur Selbstvernichtung geht. Dem Nichts, der Macht des Nichts, welcher der moderne Mensch verfallen ist, wird hier die Selbsthingabe, bis zum Nichts, in die Hand Gottes entgegengestellt. Wir sehen hier auch das Dämonische wieder, in anderer Weise als in Thomas Manns »Doktor Faustus« und Döblins »November 1918«, als eine der Kräfte, die allein eine Erklärung für den Wahnsinn der Zeit zu geben vermag nach diesen drei Schriftstellern; auch sei daran erinnert, daß ihre Romane fast zur gleichen Zeit geschrieben wurden.

(Schluß folgt.)

UMSCHAU

ZUM NEUEN BEGINN DER LITERARISCHEN WIRKSAMKEIT FRIEDRICH WILHELM FOERSTERS

Ist es nicht mehr als seltsam, wenn man bei einem 82-Jährigen vom Neubeginn literarischen Schaffens redet? Liegt der Gedanke an den Abschluß, an die letzte Ernte da nicht viel näher? Aber die Schicksale, denen dieser Mann und seine Werke anheimfielen, sind eben von einer einmaligen Seltsamkeit.

Ohne Übertreibung darf man die Behauptung wagen, daß es im letzten Jahrhundert keinen zweiten Pädagogen deutscher Sprache gab, der wie Foerster durch die Kraft seines gesprochenen und gedruckten Wortes dermaßen Hunderttausende von Menschen in den Bann seines Geistes zwang und zu ernstem Mit- und Nachdenken anregte. Die Älteren unter uns erinnern sich an die Jahre etwa von 1900 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. Auf einmal etwa gegen 1910 war der Name Foerster sozusagen allen Männern und Frauen vertraut, für die Erziehungsfragen eine besondere Bedeutung hatten. Man sprach von Foersters »Jugendlehre«, man gab der heranwachsenden Jugend Bücher wie »Lebenskunde« und »Lebensführung« in die Hand. Wenn Foerster in einer großen Stadt in der Öffentlichkeit auftrat, etwa auf den Tagungen des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft, so strömten die Zuhörer zu Hunderten herbei. Und dabei lag im Wesen und Auftreten dieses Mannes so gar nichts Reißerisches. Er wirkte nicht mit den Mitteln einer glänzenden Rhetorik. Aber seine Zuhörer wurden gepackt durch die Wucht einer Persönlichkeit, der nichts ferner lag als eitle Schaustellung, die von unbedingter Wahrheitsliebe erfüllt war und von dem Willen, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Was die Menschen in besonderem Maße fesselte, das war das beständige Bemühen des Redners, Lehre und Leben in ihrer innigen Wechselbeziehung zu zeigen, sie einander gegenüberzustellen, das Leben mit der Wahrheit zu durchleuchten und zu richten, die Kraft der Wahrheit in ihrer Bedeutung für Lebenswirklichkeit überzeugend faßbar zu